

Textauszug

Ludger Lütkehaus: Kindheitsvergiftung

Sie war immer eine tieffrome Frau gewesen. Und nun hatte sie ihn schlicht vergessen.

Die kleine norddeutsche Kreisstadt, in der sie nach der Jahrhundertwende aufgewachsen war, durfte sich zu Recht strengkatholisch nennen: Elf von zwölf Seelen gehörten der römischen Kirche an. Das Gefühl, überall von „Evangelischen“ umgeben zu sein – was für ein Mißbrauch des Evangeliums war doch dieses Wort! –, einte sie nur um so stärker. Nie kam unter ihnen das Gefühl auf, daß sie es etwa wären, die in der Diaspora lebten. Und auch die altkatholische Irrlehre, die einen Keil zwischen sie und das nur räumlich ferne Rom hätte treiben können, hatten sie unbeschadet überstanden, wenn ihnen überhaupt jemals etwas davon zu Ohren gekommen war. Sie waren dem Heiligen Vater treu. In ihren stets gut gefüllten Kirchen beteten sie für ihn, wie sie für ihren Bischof in der westfälischen Bistumshauptstadt beteten, damit beide höheren Orts für sie bitten konnten. Von ihrem Herrn und Gott wiederum sprachen sie vertrauensvoll immer nur als „unserem Herrgott“. Sie wußten, daß er streng sein konnte: „Strenger Richter aller Sünden“, begann eines ihrer bewegendsten Kirchenlieder. Doch sie wußten auch, was sie an ihm hatten.

Waren sie sich einmal einer Schuld bewußt, dann nahmen sie ihre Zuflucht zur Gottesmutter, die sie die „Muttergottes“ nannten. Wenn man es katechismusgenau nahm, war sie unserem Herrgott nicht ganz ebenbürtig. Zugleich verfügte sie aber über einen ganz unglaublichen Einfluß auf ihn. Und das war auch nur in Ordnung so. Denn wenn man richtig darüber nachdachte, war sie ja wirklich die Mutter Gottes. Rührend war es in der Pfarrkirche anzusehen, wie sie den kleinen Erlöser auf dem Arme trug; erhebender noch die Mutter und der eingeborene Sohn als liebendes Brautpaar, über das unser Herrgott gleichsam als transzendenter Standesbeamter seine schützenden Hände hielt. Darüber gab es dann nur noch den Heiligen Geist in Gestalt einer weißen Taube, die geradewegs in den Himmel aufflog, in dem eigentlich alle schon waren. In der römischen Kirche, die sich selber nicht umsonst die katholische, das ist: die allumfassende, nannte, kam eben alles zusammen: unser Herrgott mit der Muttergottes, Gottsohn und Heiligengeist. Und der Heilige Vater, dessen ehrfurchtgebietende, ebenfalls ganz in Weiß gekleidete hohe Gestalt die Gläubigen wenigstens im Bildnis verehren konnten, wenn sie noch nicht persönlich zum fleischgewordenen Felsen Petri gepilgert waren, gab seinen Segen dazu. Kein Wunder, daß sie in ihrer Pfarrkirche, welche die himmlischen Verheißungen des süddeutschen gegenreformatorischen Barocks mit norddeutscher Backsteingotik auf solidem Findlingsfundament vereinte, immer wieder mit Inbrunst die Treue zu ihrem Taufbund besangen, auch wenn sie diesen nicht eigenhändig geschlossen hatten, sondern ihre Eltern und Paten an ihrer Statt. „Ich will die Kirche hö-hö-ren.“

Zweimal im Jahr pilgerte fast die gesamte Bevölkerung der Stadt bis auf einige Abtrünnige und Gehbehinderte durch die Felder hinaus zu einem drei Kilometer entfernten Wallfahrtsort, der ein in vielen wunderbaren Hilfeleistungen erprobtes Gnadenbild der

Muttergottes beherbergte. Es war ein Bild der schmerzenreichen Gottesmutter, die ihren toten Sohn auf dem Schoße trug. Mit der Rechten hielt sie seinen nun für drei Tage seelenlosen, gottverlassenen Körper. Ihre Linke lag auf seiner linken Hand, die wiederum auf seinem Lententuch ruhte.

An diesem Wallfahrtsort konnte man inniger als anderswo zur Muttergottes beten; ja, der Ort hieß sogar Bethen. Über zahllose Blumenteppiche hinweg bewegte sich jedesmal eine endlose Prozession nach Bethen zum Beten, an der Spitze die Männer und Jungmänner, am Ende die Frauen und Jungfrauen, in der Mitte, zelebriert vom ranghöchsten Ortsgeistlichen, unter einem reichbestickten Baldachin das Allerheiligste in der Monstranz. Es war eine Art Pufferzone zwischen den Geschlechtern.